gehen († Pfarrer Blumhardt in Bad Boll), wie viel mehr sind solche Wirkungen Jesu verständlich! Und wenn schon der Glaube an die Quelle in Lourdes oder den heiligen Rock Heilungen bewirkt, wie viel wirkungsfähiger mußte der Glaube sein, den Jesus weckte! — Welche Bedeutung haben nun diese Wunder? Jesus will sich als Heiland zeigen auch durch die Tat; er will zeigen: wo Gottesmenschen sind und wirken, da ist auch Leben und Kraft und Glück — da ist das Reich Gottes.

III.

Nun sind aber die Heilungswunder nicht die einzigen. Es gibt noch eine andere Gruppe: Wandeln auf dem Meer, Stillung des Sturms, Speisung der 5000, Verfluchung des Feigenbaums usw. Wie sind diese Wunder zu verstehen, die sich nicht als Wirkung der Seele Jesu auf andere Seelen erklären lassen? Die Schüler kennen das Bild des auf dem Meere wandelnden Herren, der dem sinkenden Petrus die Hand reicht. Wir haben's vorn im Gesangbuch oder es hängt im Zimmer. Was will das Bild uns sagen? Doch nicht, daß Jesus einmal vor vielen hundert Jahren auf dem See Genezareth gewandelt ist, sondern daß er von den oft so wilden Wogen des Lebensmeeres nicht verschlungen wurde, und daß er uns in ihnen schützen kann. Würden wir die Wundererzählung als eine Geschichte längst vergangener Zeiten betrachten, hätte sie für uns wenig Wert; aber als Veranschaulichung eines uns allen wohlbekannten Erlebnisses ist sie von größtem Wert. Wir betrachten also diese Wunderzählung als Gleichnis. Was wird die Wundererzählung von der Stillung des Sturms bedeuten? Was die von der Speisung der 5000? Bei den Wundern, die das Evang. Joh. erzählt, tritt uns diese Auffassung besonders nahe. Vgl. die Auferstehung des Lazarus. Was diese Erzählung bedeutet, sagt 11 25. 26: Jesus schenkt den Menschen wahres inneres Leben, das auch der Tod nicht zerstören kann. Das irdische Leben, zu dem Lazarus wieder erweckt wurde, ist nur ein Gleichnis für das wahre Leben, zu dem Jesus die Menschen erweckt.

IV.

Dieser Auffassung steht nun aber ein Einwand gegenüber, den ihr schon lange auf der Zunge habt: die Wundererzählungen werden uns doch ausdrücklich als Geschichten, nicht als Gleichnisse erzählt? Die Frage ist also doch noch die: Hat Jesus solche Wunder getan oder nicht? Darauf antworte ich folgendes. 1. Wenn Jesus es ausdrücklich ablehnt, Schauwunder vor den Augen der Menge zu tun, damit sie ihn anstaune und verehre (Matth. 4 5-7; 12 38 f.), so wird er solche Wunder, wie die der Speisung, der Verwandlung von Wasser in Wein, der Auferweckung des Lazarus auch nicht getan haben. Diese Erzählungen werden vielmehr Gleichnisse gewesen sein, die dann später als richtige Tatsachen angesehen wurden. So steht die Sache offenbar bei der Verfluchung des Feigenbaums, die Lukas (13 6) als Gleichnis, Matthäus (21 19) als wirkliche Geschichte erzählt. 2. Es kann nun sein, daß ein geschichtliches Erlebnis später in wunderhafter Weise ausgeschmückt worden ist. So mag bei einer Predigt Jesu in den Bergen am See Genezareth einmal eine große Menschenmenge versammelt gewesen sein, die den leiblichen Hunger so wenig achtete, daß sie mit wenig Vorräten zufriedengestellt wurde. 3. Da Jesus durch seine persönliche Überlegenheit auf das Volk einen so gewaltigen Eindruck gemacht hat, daß ihn alle für einen Propheten hielten, da ferner seine Jünger, namentlich auf Grund der Erscheinungen des Auferstandenen, davon überzeugt waren, daß er nicht bloß ein Prophet, sondern der einzigartige Prophet, der Messias war, so schien es in späterer Zeit selbstverständlich, daß er mindestens auch zu solchen Taten fähig war, die von den alten Propheten überliefert waren. Die Speisung mit Manna durch Mose, die Erweckung des Sohnes der Witwe durch Elia — sie fanden in der Speisung der 5000 und in der Erweckung des Jünglings zu Nain ihr Gegenstück.

V.

Wenn nun die Wunder Jesu zum Teil nicht wirkliche Geschichten sind, warum werden sie uns denn in der Schule als solche erzählt? — Solange ihr noch in den unteren Klassen waret, hättet ihr die Gleichnisse, die durch diese Wundergeschichten veranschaulicht werden, nicht verstanden. Jetzt könnt ihr sie verstehen, deswegen

werden sie euch jetzt in dieser Form dargeboten. Und wenn ihr als kleine Schüler auf Grund der Wundergeschichten von Jesus den Eindruck bekommen habt: Das ist ein wunderbarer, großer Mann; der hat wahrhaft göttliche Macht, so ist dieser Eindruck ganz richtig. Je älter ihr werdet, desto mehr werdet ihr verstehen, daß die wahre Größe, die eigentliche Kraft eines Menschen, des Künstlers, des Dichters, des Predigers, in den tiefgreifenden Wandlungen besteht, die er in den Seelen anderer hervorruft. Dann werdet ihr auch erkennen, daß der Eindruck, den Jesus auf eure jugendlichen Seelen gemacht hat, der durchaus richtige und bleibende ist: Er ist der große Wundertäter, der aus sündigen Menschen reine, aus schwachen starke, aus kleinen große Menschen macht.

71.4
46w

Waren die alten Griechen glücklich?[1])

Zur Behandlung der Frage im Religionsunterricht.

Von Prof. Dr. **Rudolf Glaser** in **Bensheim.**

Man ist lange Zeit der Meinung gewesen, daß das ästhetisch-harmonische Menschheitsideal bei den alten Griechen seine Verwirklichung gefunden habe, und daß sie im Widerschein ihrer Künste und Poesie, begünstigt durch die Schönheit ihres Landes, über dem ein stets blauer Himmel lachte, und unter den Einwirkungen eines herrlichen Klimas wahrhaft glückliche, von keiner trüben Weltanschauung angekränkelte Menschen gewesen seien. Dieser Glaube an die kindlich harmlose Fröhlichkeit der Griechen, „dieses schönheitstrunkenen Volkes mit einer heiteren Religion in Aug' und Herz" (Jean Paul) findet auch heute noch seine Anhänger. Namentlich zwei deutsche Dichter haben dieser Auffassung hochpoetische Worte geliehen, Hölderlin, ein begeisterter Verehrer der alten Griechen, in seinem Gedicht Griechenland (1793) und Schiller in seinen Göttern Griechenlands. Durch Hölderlins Hymnus zieht sich die Vorstellung, das Dasein der Griechen habe aus einer ununterbrochenen Reihe von Lebensfreuden und Lebensgenüssen bestanden; „hingelehnt zum frohen Saitenspiel" habe der Grieche unter Marmorhallen bei der Chiertraube Blut niemals des Lebens „dumpfe Schwüle" gekannt, lebte er doch in einer Zeit, wo „in tausend süßen Dichterstunden wie ein Göttertraum das Alter schwand" „es blühte ewig dort der Jugend Lust". Nachhaltiger noch hat Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands" gewirkt, ein sentimentales Gedicht, das uns mit seiner Absage an den „finsteren Ernst" des Christentums fast als eine Verherrlichung des griechischen Heidentums erscheinen könnte. In diesem Gedichte erweitert sich dem Dichter, der bei den Griechen alle sinnlichen und geistigen Kräfte in entzückender Harmonie vereinigt fand, das Bild von der heiteren griechischen Religion, die in ihrer Freude an fröhlichen Götterfesten dem ganzen Kultus der Griechen ein einzigartiges Gepräge gab, zu der Vorstellung eines glückseligen Lebens des Volkes überhaupt. Ohne Zweifel hat Schiller mit dieser Auffassung besonders auch hinsichtlich der Vorstellungen von den Göttern Griechenlands

---

[1]) Der Aufsatz bietet eine wertvolle Ergänzung zu den beiden ersten Arbeiten des Verfassers über die Stoa im christlichen R.-U. D. H.

171.+
G96w

nachteilig und irreführend gewirkt, ist aber dabei unsers Erachtens von ganz falschen Voraussetzungen ausgegangen. Denn wenn er Str. 14 (Text aus dem Jahre 1788) sagt:

Schöne, lichte Bilder
scherzten auch um die Notwendigkeit,
und das ernste Schicksal blickte milder
durch den Schleier sanfter Menschlichkeit, –

so widerspricht diesem Gedanken die Tatsache, daß durch alle Herrlichkeiten des antiken Lebens in Kunst und Wissenschaft, die niemand leugnen wird, ein düsterer, resignierter Ton klingt, der einen Hinweis darauf enthält, „daß alle Kreatur sich sehnte und ängstigte immerdar und auf Erlösung wartete", eine Erlösung, die erst mit Christus in die Erscheinung treten sollte.

Der von Schiller vertretenen Auffassung hat am nachdrücklichsten widersprochen Jakob Burckhardt in seiner Griechischen Kulturgeschichte Bd. 2 S. 373ff., wo er in einer längeren Betrachtung: „Zur Gesamtbilanz des griechischen Lebens" zu ganz entgegengesetzten Resultaten kommt[1]). Indem er von einer der allergrößten Fälschungen des geschichtlichen Urteils, die jemals vorgekommen sind, spricht, kommt er zu dem Resultat, daß bei den alten Griechen die äußere Lebensfreude, Kurzweil, Geselligkeit oder Teilnahme an festlichen Veranstaltungen den Mangel an innerer Befriedigung niemals habe überwinden können. Niemals sei eine Ansicht mit mehr Unrecht aufgetreten als die, daß die Athener des perikleischen Zeitalters jahraus jahrein in Entzücken hätten leben müssen.

Dies gilt aber nicht nur für die historische Zeit; auch aus der ältesten Zeit in den Epen des Homer, durch die bekanntlich die Anschauungen der Griechen von den über ihnen waltenden göttlichen Mächten ihre Gestaltung und Form gefunden haben, finden sich Stellen, aus denen zweifellos hervorgeht, daß das rosige Licht, in dem dem dichterischen Auge eines Schiller die griechische Welt erschien mit ihren Göttern, „die an der Freude leichtem Gängelbande einst glücklichere Menschenalter führten", verschwinden muß gegenüber der nicht wegzuleugnenden Tatsache, daß auch den Griechen Homers schon ein reichlich Maß von trüber Weltanschauung eigen war; somit dürften auch die Worte des Dichters: „da die Götter menschlicher noch waren, waren Menschen göttlicher" als den Tatsachen nicht entsprechend abzulehnen sein.

Hören wir zunächst die Zeugnisse des Homer. Auch er findet schon bewegliche Worte für die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, wenn er Il. VI, 146ff. der Menschen Geschlechter vergleicht mit den Blättern des Waldes, die der Frühling hervorsprießen läßt, der Herbstwind aber

[1]) Man vgl. für das Folgende das historisch-kritische Buch von Gustav Billeter, Die Anschauungen vom Wesen des Griechentums (Leipzig, 1911), das von S. 133 an einen sehr lehrreichen Abschnitt über die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters spez. über die griechische Heiterkeit bringt. Vgl. auch S. 137ff.: Der griechische Pessimismus, Stimmen aus dem 18. u. 19. Jahrh.

p 57619

auf den Boden streut. Ein stehendes Beiwort der Menschen bei Homer sind die armen, unglücklichen.

Man vgl. auch die Worte, die Odysseus zu einem Freier spricht (Od. 18, 130ff.):

Siehe, kein Wesen ist so eitel und unbeständig,
als der Mensch von allem, was lebt und webet auf Erden.
Denn so lange die Götter ihm Heil und blühende Jugend
schenken, trotzt er und wähnt, ihn treffe niemals ein Unglück;
aber züchtigen ihn die seligen Götter mit Trübsal,
dann erträgt er sein Leiden mit Ungeduld und Verzweiflung.

Selbst wenn Göttliches zu Menschlichem hinabsteigt, muß auch es von dem bittern Kelch des menschlichen Leids kosten. Das erfahren die göttlichen Pferde, die Zeus bekümmerten und teilnahmvollen Herzens anredet Il. XVII, 443ff.:

Arme, warum doch schenkten wir euch dem Könige Peleus,
ihm dem Sterblichen euch, unalternd beid' und unsterblich?
Etwa daß Gram ihr trügt mit den unglückseligen Menschen?
Denn kein andres Wesen ist jammervoller auf Erden
als der Mensch, was Leben haucht und sich reget.

Weiß nun auch schon Homer[1]) die Hinfälligkeit und das Elend dieses armen Erdendaseins treffend zu kennzeichnen, so ist die Welt des homerischen Menschen doch noch nicht so weit vom Pessimismus angekränkelt, daß es ihm in den Sinn kommt, dieses Leben mit seinen Mühen und Sorgen wie eine Last freiwillig abzuschütteln. Der homerischen Welt ist und bleibt der Tod der König der Schrecken, und bitter sind die Klagen, die Achill über seinen Aufenthalt in der Unterwelt laut werden läßt, Od. 11, 488ff.:

Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
einem dürftigen Mann, ohn' Erbe und eigenen Wohlstand,
als die sämtliche Schar der geschwundnen Toten beherrschen.

„Von dem Leben im ganzen sich abzuwenden, kommt keinem homerischen Menschen in den Sinn", sagt Erwin Rohde in seiner Psyche S. 2. Noch lebten die homerischen Helden die Kindheit ihres Volkstums, in der man Freude und Leid als eine Gabe der Himmlischen, als etwas Selbstverständliches, Unabänderliches hinnahm. Aber die spätere Zeit, die griechischen Lyriker, die Tragiker wie die Historiker bis in die Zeiten der Stoa, sie alle huldigen einer durchaus pessimistischen Weltanschauung.

---

[1]) Anton Baumstark in seiner Schrift: Der Pessimismus in der griechischen Lyrik (Heidelberg 1898) meint, daß erst nach Homer, in der Zeit vom 8.—5. Jahrh. v. Chr. sich die bedeutsame Wandlung vollzogen habe, durch die der griechische Mensch aus dem töricht-seligen Kindesalter zum leidvollen Selbstbewußtsein herausgetreten sei. Das ist bis zu einem gewissen Grad richtig. Doch deuten die angeführten Stellen darauf hin, daß auf all den Glanz des äußeren Lebens, der uns aus den homerischen Epen entgegenleuchtet, doch auch schon Vorstellungen einer trüben Lebensauffassung einen Schatten werfen, der in den folgenden Jahrhunderten noch deutlicher zu Tage tritt.

Bei Theognis heißt es:

Nie geboren zu sein, das ist für den Menschen das Beste,
nie zu erblicken einmal Helios' leuchtenden Strahl;
ist er aber geboren, nur schnell in den Hades zu kommen,
und zu liegen im Tod reichlich bedecket mit Sand.

Sophokles hat der Klage über den Unwert des Lebens einen ganzen Chorgesang gewidmet. Im Ödipus auf Kolonos V. 1225ff. heißt es:

Nie zu schauen des Lebens Licht
ist der erste, der höchste Wunsch;
und der nächste, sobald man lebt,
eilig zu wandern, woher man gekommen[1]).
Denn selbst während die Jugend blüht,
die leichtsinniger Torheit pflegt,
wen umstürmet die Trübsal nicht?
Wem bleibt Not und Beschwerde fern?
Aufruhr, Hader und Mord und Kampf,
Haß und Neid und zuletzt dann schleicht
öd' und kraftlos, ohne Freuden,
vielgeschmäht heran das Alter,
dem sich ein jeglich Weh gesellt hat. (Viehoff.)

Und während der Tragiker Euripides meint:

Denn, wen die Götter lieben, der stirbt jung,

klagt ein andrer jüngerer Dichter, Palladas:

Weinend kam ich zur Erde und weinend verlaß ich sie wieder.

Eine für die griechische Lebensauffassung jener Zeit außerordentlich lehrreiche Stelle finden wir im 7. Buch des Herodot. Das ungeheure persische Heer, das sich wie eine Dampfwalze gegen Europa durch Asien heranwälzte, um zu einem vernichtenden Schlag gegen das kleine Hellas auszuholen, war unter Führung des Großkönigs in Abydus angelangt. Hier auf einem weit ins Meer vorspringenden Vorgebirge von einem Hügel aus nimmt Xerxes mit großem Gefolge eine Parade seiner Flotte und seiner Landtruppen ab. Im Vollgefühl seiner Macht und keinen Augenblick an einem glänzenden Siege zweifelnd, äußert er zu seiner Umgebung, zu seinem Glücke fehle ihm nichts mehr. Damit ist der Höhepunkt seines Selbstgefühls erreicht; es folgt der Umschwung: der König muß weinen. Sein Oheim, der stets ein Gegner des Zugs gegen Griechenland war, sucht diesen Moment der Schwäche seines Neffen zu benutzen, um ihn noch in letzter Stunde von dem verhängnisvollen Unternehmen abzubringen. Artabanus wundert sich über den raschen Wechsel der Gefühle des Großkönigs; eben noch himmelhochjauchzend im Überschwang seines Glücks, sei er nun zu Tode betrübt und weine.

[1]) In ähnlicher Weise hat man in unbestimmbarer Zeit schon dem Homer auf die Frage, was für die Menschen das Beste wäre, die Antwort in den Mund gelegt: „vor allem nicht geboren werden, oder sobald als möglich die Pforten des Hades durchschreiten."

Xerxes gibt die Erklärung; ein Gefühl der Trauer habe ihn überkommen bei dem Gedanken, wie kurz das menschliche Leben sei; denn von all den Tausenden, die eben noch vor seinen Augen im Glanz ihrer Waffen erschienen seien, werde in hundert Jahren niemand mehr am Leben sein. Damit ist der Ton angeschlagen, der der ernsten Lebensauffassung des weisen Artabanus entspricht. „Im Laufe unsres Lebens gibt es noch Schlimmeres; in diesem kurzen Dasein ist niemand so glücklich, daß ihm nicht oft der Gedanke komme, lieber sterben als weiter leben zu wollen; das Leben, so kurz es ist, scheint durch die vielen Leiden und Krankheiten dennoch lang, und so ist der Tod bei dieser Mühseligkeit die wünschenswerteste Zuflucht für die Menschen." Man würde irren, wenn man in dieser, von düsterer Resignation zeugenden Äußerung eine persische Weltanschauung[1]) erblicken wollte. Was hier Herodot den Artabanus sagen läßt, ist des Historikers eigene Meinung und doch wohl auch die der denkenden Köpfe seiner Zeit.

Ich füge noch ein Wort des Solon an, das uns in einem Distichon überliefert ist: „Kein einziger Sterblicher ist glücklich; auf so viele die Sonne niederschaut, sind alle unglücklich." Der das sprach, gehörte zu den sieben Weisen in Griechenland.

Das wären so einige Stimmen aus dem griechischen Altertum, aus denen deutlich hervorgeht, daß die alten Griechen in ihrem innersten Wesen und Fühlen unglücklich und unbefriedigt waren, und der große Friedr. Aug. Boeckh hat Recht, wenn er sagt (Staatshaushaltung der Athener II[1], 1817 S. 159): „Rechnet man die großen Geister ab, die in der Tiefe ihres Gemüts eine Welt einschließend sich selbst genug waren, so erkennt man, daß die Menge der Liebe und des Trostes entbehrte, die eine reinere Religion in die Herzen der Menschen gegossen hat. Die alten Griechen waren im Glanze der Kunst und in der Blüte der Freiheit unglücklicher, als die meisten glauben; sie trugen den Keim des Untergangs in sich selbst, und der Baum mußte umgehauen werden, als er faul geworden." Wenn es auch stets der Ruhm der Griechen bleiben wird, das Vollendetste, was die Menschheit erreichen konnte, an Tiefe der Lebensauffassung, an Schönheit der Lebensgestaltung geschaffen zu haben, so waren sie doch „immer nur suchende Menschen[2]), denen der Weg zur

---

[1]) Man vgl. Franz Helm, Materialien zur Herodot-Lektüre (Heidelberg) S. 72 und die dort angegebene Literatur.

[2]) Vgl. Alexi, Zur Reform der höheren Schulen in Deutschland. S. 15ff. Man vgl. auch Ed. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur 1903 S. 2: Die Griechen waren leidende und strebende, kämpfende und irrende Menschen. Th. Bergk, Kl. Schriften II S. XXX leitet die Vorzüge der Antike (Klarheit, Harmonie, Einfachheit) aus dem ganzen Leben der Griechen ab, „das nur dieser Welt mit all ihrer Sinnlichkeit zugewendet war". In ähnlicher Weise urteilt E. Curtius, Altertum und Gegenwart I[3], 198: Die Alten lebten für das Diesseits und wendeten ihre volle Energie der Gestaltung des öffentlichen Lebens zu. Wesentlich anders urteilt E. Rohde (O. Crusius, Erwin Rohde 1902 S. 251): Seltsames Gerede! Die Griechen mit ihren Gedanken nur aufs Diesseits gerichtet! Im Gegenteil, wohl kein Volk, das an das Jenseits so viel, so bang gedacht hätte.

Wahrheit verschlossen blieb, und die deshalb auch auf die große Frage nach dem höchsten Gut nur die negative Antwort geben konnten, daß es im Irdischen nicht zu finden sei". Danach dürften die konventionellen Vorstellungen, daß Heiterkeit und Freude das charakteristische Merkmal der altgriechischen Welt gewesen seien, wohl unrichtig sein.

Wie viel richtiger urteilt doch da Lenau in seinem „Savonarola", wenn er sagt:

Die Künste der Hellenen kannten
Nicht den Erlöser und sein Licht,
Drum scherzten sie so gern und nannten
Des Schmerzes tiefsten Abgrund nicht.

Hatte also die Neigung zu scherzen nach des Dichters Auffassung bei den Griechen einen tiefernsten Grund[1]), so läßt sich diese pessimistische Lebensauffassung auch in der späteren Literatur der Griechen wahrnehmen, und selbst in den Zeiten, als die Philosophie der gebildeten Welt, die den Halt der Religion längst verloren hatte, reinere Grundsätze in ihren Lehren an die Hand gab, klingen uns trübe Gedanken über das Leben der Menschheit entgegen; aus den Lehren der Stoa, die sicherlich das Reifste und Höchste bieten, was das sittliche und geistige Leben des Altertums — nächst Plato — aufzuweisen hat, fällt kein Sonnenstrahl froher Hoffnung auf die Zukunft, während man, ermüdet von der Last und dem Jammer dieser armen Welt, mit geheimer Sehnsucht nach Erlösung geradezu lechzte.

„Das menschliche Leben ist ein Traum und eine Wanderschaft in der Fremde", heißt es bei Mark Aurel, und daß „Leben kämpfen heißt", vivere est militare, diese Wahrheit ist durch Seneka in die Vorstellung der Menschheit eingeführt worden. „Das ist das Einzige", heißt es an einer andren Stelle, „warum wir über das Leben nicht klagen dürfen; es hält niemanden; abire licet". „Wo der Mensch so gering von seiner Aufgabe denkt", sagt Eucken in seinem gehaltvollen Buch: „Lebensanschauungen großer Denker" (S. 98), „da muß aller Lebensmut zusammenbrechen, da gibt es keinen erfolgreichen Widerstand gegen eine innere Verödung des Lebens sowie gegen ein jähes Sinken der Kultur." Bei allem Eifer, mit dem sich die Stoiker der Erziehung der Menschheit angenommen haben, konnte doch ihre Arbeit nicht mehr genügen, sobald der Kulturzustand ins

---

[1]) Man vgl. die schönen Worte von Schelling, Philosophie der Offenbarung, 23. Vorlesung (Werke II, 3, S. 511/512): Durch das ganze religiöse Leben der Griechen geht unverkennbar ein tieftragischer Zug, jenes Bewußtsein, das sie in der ausgelassensten Lust nicht verläßt, daß all dieser Glanz erlöschen, daß diese ganze schöne Welt des Scheins einst versinken werde. Dieser Gedanke erklärt jene Schwermut, die wie ein süßes Gift die trefflichsten Werke der Hellenen, besonders die der bildenden Kunst durchzieht, in denen die höchste Anmut und Lebendigkeit selbst vom Schmerz der unüberwindlichen Endlichkeit ihres Daseins durchdrungen zu sein und ihre eigne Vergänglichkeit still zu betrauern scheint. Dieser geheime Schmerz verklärt, veredelt und heiligt gleichsam die Schönheit griechischer Bildungen. Man vgl. auch C. Alexi a. angef. Stelle: Nicht wegen ihrer Leistungen kann die alte Welt als eine praeparatio evangelii gelten, sondern wegen ihres tragischen Untergangs.

3 0112 061883572

Wanken geriet und die Menschheit einen Kampf um ihr geistiges Dasein aufzunehmen hatte.

Und dieser Kampf um die Seele der Menschheit, namentlich der Armen und Beladenen, die einen neuen Glauben verlangten, der anders als alle ältere Religion und Philosophie mit der Kraft begabt war, „das schwer beladene Herz zu zerknirschen und in Hingebung aufwärts dem göttlichen Erbarmen entgegen zu tragen" (Erwin Rohde am Schlusse seiner Psyche), begann mit dem Eintritt des Christentums, das nicht nur eine neue Lebensanschauung brachte, sondern auch der Menschheit eine ganz neue Welt eröffnete; indem es der diesseitigen Welt eine jenseitige gegenüberstellte[1]), verlieh es durch den Blick ins Jenseits der Lebensarbeit ein höheres Ziel und einen höheren Zweck.

Nun erst konnten die schweren Schatten, die auf dem Leben der Griechen lagen trotz ihres zur Lebensbejahung neigenden Temperaments (Burckhardt II, 389), trotzdem sie den Genuß des Augenblicks zu schätzen wußten und sie Eigenschaften besaßen, die sie befähigten, eine Höhe der Bildung zu erreichen, die für alle Zeiten ein bewunderungswürdiges Vorbild sein wird, — erst jetzt konnten die ernsten und trüben Gedanken über die Nichtigkeit dieses Erdenlebens, denen ihre Schriftsteller so oft und so deutlich Ausdruck verliehen hatten, verschwinden vor der Sonne des Christentums; war es doch dazu berufen, als die Zeit erfüllet war, sein siegreiches Kreuz auf den Trümmern eines Weltreichs, mit dem die Kultur des Griechentums dahinsank, aufzurichten und damit den Weg zu bereiten, auf dem die Erlösungsbedürftigkeit der alten Welt gestillt und das bis dahin hoffnungslose Sehnen nach Glück und Frieden in Erfüllung gehen sollte.

---

[1]) „Aus dem jenseitigen Leben holt das Christentum seine Lebenskräfte; dort ist der lebendige Quell, der die durstigen, mühseligen und beladenen Seelen erquickt. — — Solche Gedanken, Erfahrungen und Tatsachen kennt das klassische Altertum nur sehr unvollkommen." W. Bruns in seinem geistvollen Aufsatz: Altsprachlicher Unterricht und Religionsunterricht. Jahrb. f. Pädagogik. 1911. S. 477 ff. 484. Für diese im Unterricht zu behandelnden Fragen verweise ich ganz besonders auf das Buch von Hilty: Glück (Leipzig. 1895. I. Teil S. 44), das eine Fülle der anregendsten Gedanken enthält, die dem Leser einen hohen ästhetischen Genuß gewähren. Auch er weist darauf hin, daß das Glück der griechischen Philosophen mehr ein negatives gewesen ist, bestehend in der möglichsten subjektiven Herabminderung der mit dem menschlichen Leben notwendig verbundenen Übel und sich keineswegs in einem großen aktiven Glücksgefühl kundgeben konnte, das allein in einem großen Werk gefunden wird und in einer Arbeitsleistung sich betätigt an einem Reich, das von dem Reiche dieser Welt und seinen Gütern verschieden ist; ein solches den Griechen vollständig unbekanntes Glück könnte nur durch eine Änderung der ganzen inneren Natur des Menschen erreicht werden. Daher fange auch die Lehre des Christentums mit der Forderung an: Ändert euren Sinn und glaubet an eine außer euch liegende frohe Botschaft. Markus 1 15. Diese Botschaft berufe die Menschen zu einem Glück, bei dem die Leiden des täglichen Lebens nicht mehr in Betracht kommen. Auch M. Marquard, Die pessimistische Lebensauffassung des Altertums, 1905, S. 2/3 bemerkt sehr richtig: Die Rätsel des irdischen Lebens konnte eben die antike Philosophie nicht lösen; daß dies zur Befriedigung des Menschenherzens geschehen, ist der Sieg einer neuen Weltanschauung.